

# Wintertage in den Walliser Bergen

Autor(en): **Burgauer, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669206>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## W I N T E R T A G E   I N   D E N W A L L I S E R   B E R G E N

Die Wintermorgen in den Bergen sind von einer unbeschreiblichen Reinheit. Erst spät am Tag, nach der achten Stunde, spreizt der Kuckuck der Sonne sein goldenes Gefieder, in den Furchen der Täler noch erheblich später. Am bleichenden Himmel versprühen zitternd gründliche Sterne, aber dann erhebt sich, immer wieder neu, prachtvoll und überraschend, in königlicher Ruhe der Strahlenglanz des Tagesgestirns über den höchsten Schneegipfeln und übergiesst die obersten Kuppen und Hauben mit silbernen, mit rosigen und goldenen Hauchen, dann näht die Sonne selbst mit der Glut ihrer Feuergriffel gleissende Spuren in den jungfräulichen Schnee. Nachtschwarz heben sich noch immer die Pyramiden der Mazots und der Schutzhütten von den sonnenwärts geneigten Hängen ab, die bald im Gelb und Orange des Morgens erblühen.

Der Bauer, der mit seiner Tanse Milch talwärts schreitet, meint schalkhaft, die erloschene Pfeife zwischen den gelben Zähnen: «Es ist zu schön für diese Jahreszeit. Wenn der Winter zu früh beim Frühling borgt, so treibt er später die Zeche zur Unzeit ein...»

Es ist, als ob im Bild dieses ungewöhnlich milden Bergwinters die Marken des Herbstes noch immer nicht ganz getilgt seien, und dabei liegt auch schon ein erstes, ein trügerisches Ahnen des nahen Frühlings in der Luft. In der Nähe der Dörfer der Talschaft liegt noch immer Eis und sulziger Schnee allerorten. Eis, das unter deinem Fuss trocken wie Glassplitter aufknirscht; die Wunder des Rauhreifs an den Sträuchern am Fluss; Töne von Silber und mattem Gold, von Savane und Strand am Uferplan der Borgne, und endlich das Volk der Stalagmiten und Stalaktiten der erfrorenen Wildbäche an den adlergrauen, zum Teil überhängenden Steilwänden. Es sind

Gebilde, übermannshoch, hoch wie Kirchtürme, meist blank geschliffen wie Kristalle, aber es gibt auch solche, die alle Farbspiele und Tönungen der Gletscherwelt zur Schau tragen oder der Meeresgrotten, das selbe Blassblau der Türkise und das tiefe Grün der Smaragde miteinander verschwistert, wahre Traum- und Zauberformen, die sich in der unmittelbaren Nachbarschaft der gewaltigen Schneeleisten, der Simse und Wächten doppelt phantastisch ausnehmen.

Letzte Marken des Herbstes: diese letzten Herbstfarben des Bergwinters, sie sind noch eindringlicher, noch romantischer und stiller als jene der Rhonelandschaft; derselben Palette entstammend, verraten sie ein noch ursprünglicheres und unbekümmertes Temperament. Wagte es ein Maler, in einer Galerie den verwöhnten Städtern solche Winterbilder vorzusetzen, so würde ihm kopfschüttelnd entgegnet: «Dieser Maler hat eine gute Phantasie, nur ist die Wirklichkeit ziemlich anders...» Aber der Schöpfer und Maler der Welt verteilt und verschwendet die Gewichte und die Farben seines grossen Buches ohne Rücksicht auf menschliche Masse und ihre Schulweisheiten, wo er will und wie er will. Da steht — um nur ein Beispiel zu nennen, im Herzen einer arktischen Landschaft — ein einzelner Birkenbaum, der seine Blätter wie durch ein Wunder behalten hat, die nun in reifem Gold erglühen und hart daneben, auf frostbeglänzttem und eisbewehrtem Fels lodert, hoch über der Borgne de Ferpèche, über blinden Weihern und blendenden Lichtspiegeln, die purpurne Fackel eines Berberitzenstrauches auf.

Gegen die Mittagsstunde verkündet der Rauch, der blau-silbern aus den Kaminen blüht, die Gegenwart einer warmen Mahlzeit — zur Sommerszeit eine grosse Seltenheit in den Bergen. Unvermittelt lösen sich aus der Winterstille die zarten Töne einer Mundharmonika, einer Weise von kindlicher Einfalt, und sie erzählt von manchem, das der Schlichte niemals in Worten auszudrücken vermöchte. Wie ich vorübergehen will, trifft mich ein fragender Blick aus freundlichen Augen.

«Gestern noch», sagt der Hirte, «war ich mit meiner Herde, zweiundsechzig Stück Eringer Kitzen, auf der entlegenen Alp von Veisivi. Die halbsbrecherischen und lotrecht abfallenden Pfade waren mit blankem Eis beschlagen, und so hatte ich grosse Mühe, die Tiere ins Arollatal zurückzuführen. Mein Vater sollte mir dabei helfen, aber der Vater ist zu alt.»

Auf dem Dorfplatz, vor dem gedeckten Brunnen, hantieren die Frauen mit ihrer Wäsche. Sie alle sind bei guter Laune, als ob es eitel Lust sei, mit frostrotten Händen im eisigen Wasser zu planschen. Und weshalb? «Ein solches Konzert wird einem nicht alle Tage geboten», denken sie mit gutem Grund.

Eine Bauersfrau, Zimmervermieterin vor zwölf Jahren, hat mich erkannt und bittet mich zu einem Glas Tee, der — auf Rigihöhe gelegen — die Aussicht auf den Silberdom der Dent-Blanche, auf den blauen Amboss der Dent d'Hérens und die weissen Schneeriesen der Zermatter Wandfluh freigibt; aber so tiefverschneit auch die Bergriesen und fernen Alpen sein mögen, so sommerlich warm ist es an den südwärts geneigten Bretterwänden und an den Holzrosten der Mazots. Eine sonnentrunkene Biene hat, verführt von einem trügerischen Glück, Stock und Wabe verlassen und ergeht sich zufrieden auf meiner warmen Hand.

«Der Tod hat in diesem Jahr zu viele Breschen in unser kleines Dorf geschlagen», gesteht mir die Frau des Wegknechts, dessen Geräte — schwere Schaufeln, Schubkarren und Asche — zu unsern Füßen unter dem beschneiten Vordach liegen. «Ihr erinnert euch wohl der beiden ungleichen Freunde, die sie hier oben nur die ‚Unzertrennlichen‘ nannten. Beide haben sie — in ein und dasselbe Unheil verstrickt — im Abstand von nur wenigen Monaten — das Zeitliche gesegnet, wie wir sagen. Vor allem aber kam das Verhängnis über ein und dieselbe Familie, wie auch über Madeleine Forclaz, die Achtzigjährige, die der gute Geist unseres Weilers war und immer an Ort und Stelle, wenn es galt, einem noch Aermeren beizustehen, Schiffbrüchige zu retten und unentwegt das Banner der Hoffnung hochzuhalten.»

In den hellen Herbst- und Winternächten schlagen die freien Bergbauern von Pertuys Frais und der Untern Stiege ihr «Bois de lune», das «Mondholz». Der Forstaufseher wohnt etwas weiter unten, im Weiler Petit-Arbe. Und was hat er im Grunde hier oben, bei den Halbwilden zu suchen? Lebten nicht die alten Dynastien der Maistre, der Gaspod, der Fauchère, der Follonier und der Quinodoz Jahrhunderte vor ihm unter den abweisenden Flügen des Sassaïre, im paradiesischen «Sibirien» und im harten Olymp «Der Strengen»? Gewiss hätte der friedfertige Anthamatten — «Der Deutsche», wie sie ihn nennen — ohne Lärm und Widerrede zwei oder drei Lärchen

für den Hausbau freigegeben, daran war gar nicht zu zweifeln; aber musste man denn immer bitten und erbetteln, was einem die Natur selbst in ihrer bald haushälterischen, bald wieder verschwenderischen Güte zugeordnet hatte? Und dann wussten sie zudem aus Erfahrung, dass diese legalen Geschichten selten gut ausgehen unter dem Sternbanner, in diesen Vorhöfen der Zivilisation, in denen sie noch immer uraltes Heidentum und die Liturgie der Kirche, trotz eines prunkvoll besiegelten Waffenstillstandes, auf Schritt und Tritt befehlen. Und da sie nun einmal von Natur aus misstrauisch waren, von einem gesunden und freiheitsdurstigen Misstrauen gegenüber allem Offiziellen und Abgestempelten beseelt, so übten sie eben Selbsthilfe, sie schlugen in einem Land, das ihnen ja in Wahrheit mit allen seinen Wäldern, Bergen und Ernten seit je zugehörte, die zwei oder drei armseligen Lärchenstämme, deren sie augenblicklich bedurften und zwar mit Vorliebe dann, wenn sie Anthamatten, den Förster, in den Armen der Geliebten wussten oder festgefroren bei einem Halben in der Schenke am Passweg. Und natürlich schadet es nichts, wenn man in den Pausen zwischen den einzelnen Axtschlägen den einen oder andern wohlgezielten Flintenschuss gegen den Kürbis der Mondscheibe abschickt, sozusagen im Vorübergehen, um allen bösen Geistern einmal für immer den Eintritt in ihr Eigentum zu verwehren.

---

### Aerzteanekdoten

Ein Professor ist dafür bekannt, dass er für die erste Visite zwanzig Franken rechnet, für die weiteren nur zehn Franken. Ein Patient, der ihn konsultieren möchte, begrüßte ihn daher mit den Worten:

«Guten Tag, lieber Herr Professor, ich bin schon wieder da!»

\*

Im Laufe der Jahre hat dieser Scherz eine zweite Pointe angesetzt, indem nämlich der Professor den Patienten auch ohne Strahlen durchschaut und ihm sagt:

«So, dann nehmen Sie nur ruhig dieselbe Medizin, die ich Ihnen das letzte Mal verschrieben habe.»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi